

Die Fischsuppe

Autor(en): **O.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 34

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Fischsuppe.

Erzählung von Teleſchow, überſetzt a. d. Ruſſiſchen von O. F.

In meiner erſten Jugend war ich abwechſelnd bald ſehr wohlhabend, bald gänzlich mittellos. Reich war ich — wenn die Poſt mir das Honorar der Redaktion überbrachte, arm — wenn das Geld aufgezehrt war und eine neue Zuſendung nicht bevorſtand, man weiß ja nie im Voraus, wann es den Herren Redakteuren gefällt, angenommenes Material zu veröffentlichen.

In gleicher Lage war auch mein Freund Filatow, nur ſtand für ihn die Sache inſofern ſchlimmer, da — während ich mich allein durch die Welt ſchlug — er verheiratet war. Seine Frau — zart, fein, hellblond, beinahe noch ein Kind — ſtammt aus reichem Haus, hatte ihre Ehe gegen den Willen der Eltern geſchloſſen; die beiden waren zuweilen beſorgt wegen des täglichen Brotes, aber Jugend und Liebe beſähigen die Menſchen, ſich darüber hinwegzuſetzen, was ſonſt als Lebensnotwendigkeit gilt, — auch über eine Hauptſache — das Fehlen von Geld.

Eines Tages hatte mich mein Freund zum Eſſen zu ſich geladen, zur Feier des Geburtstags ſeiner Frau.

„Biſt du reich geworden, daß du Gäſte zu Mittag bitteſt?“ fragte ich vergnügt, — vergnügt zu ſein, hatte ich allen Grund, denn ich beſaß noch einen ganzen Rubel und erwartete, den nächſten Tag weiteres Honorar zu erhalten.

„In drei Tagen werde ich reich ſein“, entgegnete Filatow: „aber der Geburtstag meiner Frau iſt heute, es ſteht nicht in meiner Macht, ſie erſt in drei Tagen zur Welt kommen zu laſſen. Geh mit auf den Markt, — wir wollen etwas ganz Feines einkaufen, koſte es was es wolle, wenn auch nicht gleich einige hundert Tauſend.“

Ich war bereit, wir gingen zum Markt und beſchloſſen, lebende Fiſche zu einer Fiſchſuppe zu erhandeln, auch zum Braten und überhaupt für das ganze Menu. Dabei ließen wir uns etwas hinreißen: Filatow wurde nicht nur ſeine eigenen Moneten los, ſondern mußte auch meinen einzigen Rubel ausleihen, — dieſen drängte ich ihm ſelbſt auf, zu prächtig und verlockend blickten die Fiſche — graue, goldige, geſtreifte und wie lebhaft waren ſie alle!

Mit einem Korb beladen, in dem zwiſchen feuchtem Gras zappelnde Fiſche hin und her ſprangen, eilten zwei Jünglinge, ohne einen Heller im Sad, in pekuniärer Hinſicht ſo zu ſagen — reduziert auf eine runde Null, — im Sturmschritt zu Elena Fedorowna zur Gratulation, um — in Würdigung ihres Wiegenfeſtes — zu deren Füßen den Korb mit den lebenden Inſekten niederzulegen. Da ich mein Kapital reſtlos der Gelegenheit zum Opfer gebracht hatte, ſchien es nur recht und billig zu ſein, daß auch ich des zu erwartenden Dankes teilhaftig wurde; obwohl Filatow beabſichtigte, mir mein Kapital innerhalb drei Tagen wieder zu erſtatten, hatte ich ſolches zurückgewieſen, da es mich verlangte, für die Ehrung der Geburtstägerin mein Scherflein beizutragen.

Elena Fedorowna hatte weder die Ehrung, noch die feierlichen Anreden, mit denen wir ſie überſielen, erwartet; ſie ſchlug überrascht die Hände zuſammen, wurde rot vor Vergnügen und verſicherte, ſie ſei eine ausgezeichnete Köchin und würde uns mit ſolch einer Fiſchſuppe aufwarten, wie ſie ein Küchenchef zu bereiten nicht imſtande ſei.

„Weißt du“, bemerkte Filatow, „wir wollen nicht ſtören — gehen wir derweilen ſpazieren.“

„So iſt es recht“, entgegnete die Hausfrau, „Fiſchſuppe iſt eine ernſte Angelegenheit und Gehilfen, wie ihr beide, brauche ich nicht!“

Alle lachten, die Hausfrau blieb in der Küche, wir begaben uns auf den Weg. Zurückgekehrt mußten wir gewahren, daß die Situation ſich grundſätzlich verändert hatte: inmitten der Küche ſtand ein großer Kübel, mit Waſſer gefüllt, in dem die Fiſche pläſcherten; Elena Fedorowna, auf

dem Boden davor kniend, fütterte die Fiſche mit Brotbroden; mit aufgeſtreiften Ärmeln, blühend und hübſch, den blonden Lockenkopf zerzaust, glied ſie eher einem Mädel, das mit Puppen ſpielt, als einer Hausfrau, die Gäſte mit Eſſen bewirten ſoll. Sich erhebend, ſah ſie uns ſchuldbewußt an, mit flehendem Blick: „Ich kann nicht“, ſagte ſie, die Hände faltend, — in ihrer Stimme zitterte etwas, — war es Lachen oder Weinen?

Wir hatten verſtanden. Filatow ließ ſich auf ein Knie nieder, nahm der Frau das Brot aus der Hand: „Friß mal“, ſagte er, kleine Kugeln ins Waſſer werfend: „o, biſt du flink! Mußt wohl ſehr hungrig ſein, du gieriger Kavalier!“

Auch ich lugte in den Kübel, mich gleichfalls aufs Knie ſtellend. Alle drei verſanken wir in Bewunderung dieſer uns ungewohnten Geſchöpfe, die wild durcheinander im Waſſer ſich tummelten, — dieſe kalten, glatten Fiſche, die bald hell wie Silber, bald ſchwarz wie Stahl blickten, alle — glänzend, lautlos und ſtumm. Weder ihre Bewegungen, noch die offen ſtillſtehenden Augen, deren Blick wir begegneten, waren uns verſtändlich und wir betrachteten ſchweigend ein Leben, das zufällig und widernatürlich in dieſen Kübel verpflanzt war. —

„Dieſer geſtreifte iſt schön!“ bemerkte Filatow. „Nein, ſieh dort den großen, ſtahligen“, meinte Elena Fedorowna, „der ſieht ſo griesgrämig aus, als verachte er die ganze Welt!“ „O, das iſt eine Perſönlichkeit von Bedeutung“, ſcherzte mein Freund.

Ueber eines waren wir alle im Klaren: ein Mittag-eſſen wird es heute für uns nicht geben. Unſerer guten Laune gewahr, wurde die Hausfrau immer ausgelassener, ſie lachte und freute ſich wie ein Kind, das ſich der Gefahr entronnen fühlt, ein liebes Spielzeug zu verlieren. Darauf bekamen aber ihre Augen wieder einen ängſtlichen Ausdruck, ihre Stimme wurde unſicher und ſchuldbewußt: „Was meinen die Herren ... vielleicht gehen wir ein wenig an den Strand ... zum Meer?“ fragte ſie. Ich erriet gleich, wo ſie hinaus wollte und antwortete beſtimmt: „Ja, — zum Meer.“

„Wo iſt der Korb?“ fragte Filatow. „Suchte das Gras wieder an für den Weg.“ In einem Augenblick war alles bereit, die Fiſche im Gras verpackt, in beſter Stimmung marſchierte man zum Strand.

Dem ſchwarzen Fiſch hatten wir den Beinamen „Gloz-auge“ gegeben, der Geſtreifte, der an unſeren Literatur-Kritiker erinnerte, wurde nach dieſem — Iwan Iwanowitsch benannt. Wenn man die Menſchen genauer betrachtet, haben ſie alle Ähnlichkeit von Fiſchen, Vögeln oder Tieren.

Es war prächtiges Wetter, das Meer — ganz ruhig und glatt wie ein Spiegel. Der weiße Sand, in dem unſere Füße wohliger verſanken, breitete ſich wie ein Teppich über das ganze Ufer. Elena Fedorowna ſchritt uns voran und kommandierte: „Weiter, weiter, — hier gibt es der Menſchen zu viele!“

Endlich ſind wir für uns allein. Leiſe, faſt unmerklich, atmet das Meer, dem Ufer ſchwache, klare Wellen zutreibend, die zu uns ſtreben und gleich wieder ablaufen, kaum den Sand nährend. Wir büden uns ſchweigſam über den Korb, ſchweigend zappeln darin die Fiſche. Elena Fedorowna bringt als erſte ihr Händchen hinein, holt etwas vorſichtig heraus und beugt ſich zum Waſſer ... Wir können gerade gewahren, wie ein ſchmaler Pfeil davonblitzt. „Fort iſt er!“ ſeufzen wir halb bedauernd, halb erfreut. Ein zweiter Fiſch — etwas ermattet, vielleicht von den Genossen gedrückt, — ſchwimmt langſam zur Seite, kehrt das Bäuchlein nach oben, dann — auf einmal — der Freiheit gewahr werdend, — entſchwindet auch er unſeren Blicken.

Nun hält Filatow den Iwan Iwanowitsch in der Hand: „Leb wohl“, ſagt er zu ihm, „und ſchreibe keine zu ſcharfe Kritik über mein letztes Werk!“ — Lachend wirft er ihn im Bogen hinaus ins Meer. Aber Iwan Iwanowitsch kommt unerwartet auf uns zurückgeſchwommen, — wir müſſen

lachen ... Mit seiner stumpfen Nase stößt er in den Uferland, springt plötzlich hoch und schießt davon ins Weite, seinem ungewissen Schicksal entgegen ... Und sie alle — die schwarzen, die goldigen, die gestreiften, die glob-augigen — im Wasser sahen sie alle wie schmale, graue Streifen aus, — für einen Augenblick schienen sie über etwas nachzutrübeln, als ob sie nicht begriffen, was mit ihnen vorgeht, — dann schossen alle davon, gleich Untersee-schatten, — in der Tiefe verschwindend ... am Ufer blieb der leere Korb

Spät abends, als viele der Häuser schon verdunkelt standen, ging ich einsam, in nächtlicher Stille und im klaren Mondenschein dem Ufer entlang. Vor mir, inmitten der unendlich sich ausdehnenden Wasserfläche, getragen von der geheimnisvollen Antiefe, erfüllt von seinem eigenen besonderen Leben, hielt ein Dampfer, mit hell erleuchteten Fenstern in den Kajüten; er setzte sich in Bewegung, um im unbegrenzten Raum zu verschwinden, sich im dunstigen Nebel verlierend, viele mir nicht bekannte, unverständliche Menschenleben mit sich fortführend

Der Mond ging im Wasser unter, ich wanderte langsam heim, erstieg die Treppe und tastete mich durch den dunklen Gang bis zu meiner Tür.

In dieser Nacht, mitten unter Menschen, die alle in ihren Unterschlupfen verborgen waren, fühlte ich mich recht einsam und verlassen ... Erst waren meinen Blicken die Fische, dann der Dampfer entschwunden, zuletzt der Mond ... Der Gedanke kam mir: gerade so, wie ein dünner, grauer Pfeil wird auch mein Leben schwinden im dunklen Abgrund, — unbewußt wie und wozu, — auch die Leben der anderen Menschen gehen dahin, in die gleiche Ungewißheit, auf ewig — ins Unendliche, ins Freie, ins Unbekannte, ohne daß jemand darüber etwas weiß oder je wissen kann.

Schon am nächsten Tag bekamen Filatow und ich zugleich Postanweisungen, — vor lauter Freude darob wurde nochmals Geburtstag gefeiert: man gedachte des „Hung-rigen“ Fest-Mittags und leerte das Glas auf das Wohl der dem Leben erhaltenen Fische, sowie auf alles, das lebt, das ein lebendiges Herz im Leibe hat und sehende Augen besitzt, in denen sich das Leben spiegeln kann ...

Gegessen wurden: frische Kartoffeln, Spargeln und Ananas, — nichts „Lebendes“ durfte zu diesem Mahl ums Leben gebracht werden!

Die Quelle des Glücks.

Roman von Erich Kunter.

Baron Plessen zündete sich nach dem Weggang seines Chefs eine Zigarette an und blieb noch geraume Zeit, in Gedanken verfunken sitzen. Der Entschluß seines besten Freundes erfüllte ihn mit aufrichtiger Sorge. Plessen war ihm in tiefer Dankbarkeit und Ergebenheit zugetan.

Wie so oft, schweiften seine Gedanken in die Anfänge dieser Freundschaft zurück.

Plessen und Stephan waren Schulkameraden und damals schon unzertrennliche Freunde gewesen. Bis sie das Leben später doch trennte. Plessen, an ein sorgenfreies und verantwortungsloses Leben gewöhnt, konnte sich nicht zurechtfinden, als nach dem Krieg die Schicksalsschläge hagel-dicht auf die Familie herniederprasselten. Das Gut seines Vaters mußte verkauft werden. Das Wenige, was nach Bezahlung der Schulden blieb, zerrann in der Inflation. Um diese Zeit hatte der Baron selber Schulden gemacht und sich auf ganz schlimme Wechselgeschichten eingelassen. Er wäre dem Strafgesetz verfallen, wenn sich nicht im letzten Augenblick eine Großmutter seiner erbarmt und seine Schulden bezahlt hätte mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihr Entel zu ihren Lebzeiten keinen Pfennig mehr zu er-warten habe.

Walter von Plessen, an Arbeit nicht gewöhnt, ver-bummelte und verkam immer mehr. Ohne Halt sank er von

Stufe zu Stufe. Eines Tages stand er buchstäblich ohne einen Pfennig Geld auf der Straße. Keinen Mantel, kein Obdach besaß er mehr. Und nun lernte er die ganze Scala der unsäglichen Leiden, Entbehrungen und Demütigungen derer kennen, die ganz unter die Räder kommen.

Nach zwei Jahren fürchtbarsten Elends war Plessen am Ende seiner Kraft. Er stand im kalten Winter 1928 auf der Straße und verkaufte Zeitungen. Etwas anderes, irgend eine gut bezahlte Arbeit zu erlangen, war unmög-lich. Er kannte wohl Freunde und Verwandte, an die er sich, jetzt, in tiefster Not und in seinem zerbrochenen Stolz, um Hilfe gewandt hätte, aber er konnte sie, in seiner zerfetzten Bettlerkleidung, ja nicht mal auffuchen.

Er schämte und ekelte sich und war schließlich fest ent-schlossen, das neue Jahr nicht mehr zu erleben. Baron von Plessen — Selbstmordkandidat! Soweit war es mit ihm gekommen. Da — Zufall oder Fügung — traf ihn kurz vor Weihnachten Harry Stephan auf der Straße, erkannte ihn, als Plessen ihm beim Kauf einer Zeitung Geld wech-seln mußte. Tränen in den Augen über das traurige Los des Freundes, führte er ihn in sein Heim, nahm ihn auf und sorgte wahrhaft aufopfernd für ihn. Es gelang ihm auch, dem Freund in seiner Firma den guten Vertreter-posten zu verschaffen, und so kam Plessen nach und nach wieder in geordnete Verhältnisse. Zwar hatte er auch noch manchen Rückfall in sein früheres, lieberliches Leben — das Blut seines leichtlebigen Vaters trieb in ihm — aber in folgenschwere Ausschweifungen zu verfallen, davor bewahrten ihn doch von nun an die Schatten der Ver-gangenheit, und seine entsetzlichen Erlebnisse.

In der Erinnerung daran, die ihm alles wieder mit qualvoller Deutlichkeit und fast zum Schmerz gesteigert vor Augen führte, wurde er jedenfalls so erschüttert, daß er bisweilen aufstöhnte und sich selbst zuschwor: Nie, nie wieder in diese Hölle hinunter. Nie wieder in dieses Grauen ver-sinken! Um jeden Preis an der Oberfläche bleiben, um je den Preis möglichst zu dem kommen, was am meisten vor dem gefürchteten Zustand sicherte: Geld!

Ja, dieser Gedanke hatte sich wie eine fixe Idee in Plessen eingenistet: nur das Geld konnte ihn davor be-wahren, jemals wieder in die Tiefe zurückzufallen. Geld mußte er schaffen und sei es auf die unsaubere Weise, wie so viele Mitkreaturen den Mammon erjagten. —

Der Kellner hielt ihm den Mantel; Plessen ließ ein Trinkgeld in seine Hand gleiten. „Herr Baron!“ sagte der Kellner und öffnete ihm die Tür. Derartige Höflichkeiten waren jetzt Plessen angenehm; früher hatte er sie nie be-achtet.

In wenigen Minuten langte er mit der Straßenbahn vor seinem Hause an. Der unappetitlichen Wirtin gab er den Mietzins und verschwand dann gleich wieder.

Sein Weg führte ihn zu dem Pfandleiher Gersjnsky, zu dem er Geschäftsverbindungen unterhielt, die alt und so peinvoll waren wie sein Leidensweg.

Damals, als er nicht mehr aus und ein wußte, ver-setzte er seine letzten Wertfachen bei ihm. Jetzt löste er sie alle nach und nach wieder ein. Heute wollte er das letzte, aber kostbarste Stück, das Perlenhalsband seiner Mutter, zurückverlangen.

Der Jude hatte in der schmierigsten Gegend seinen schmierigen Laden, in dem aller mögliche alte Kram wahl-los und ungeordnet aufgespeichert lag. Gersjnsky nannte sein Geschäft nach der Straßennummer „Zur goldenen 17“. Ein alter Schild aus Goldblech zeigte die 17 von einem Lorbeerzweig umrahmt, für dessen Vorhandensein keine rechte Begründung ersichtlich war.

Plessen trat ein. Chaim Gersjnsky stand hinter dem wadeligen Bult, der am Ende des Ladentisches angebracht war und rechnete Zahlen zusammen. Das Aussehen und Wesen des Mannes entsprach ganz der landläufigen Mei-nung über diesen Typus des Juden, der schon die Kari-